Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 26 | Grand Island Nebr., 11. Mai 1906 (Zweiter Theil.) | No. 37.

Trost

Klagst Du, daß Dein Lenz entflogen
In der argen Jahre Flucht?
Wenn der Mai mit Blüthen pranget:
Nur im Herbst reift die Frucht.

Nicht im Bach, der trüb und schäumend
Aus der Gletscherspalte quillt:
In des Stromes klarem Spiegel
Malt sich treu der Sonne Bild.

Wenn der Gluthenhauch des Sommers
Blatt um Blatt vom Zweige streift;
Sei der Traube gleich an Süße,
Die ein milder Herbst gereift.

Wenn der Jugend Quell verschäumte:
Gleich dem Strome fließe Du
Tief und still, voll Sonnenglanzes,
Deinem Oceane zu.

Ein Abenteuer in Venedig.

Von Alice Berend.

„Aber Papachen, den glotzenden Glatzhans soll ich heirathen? Das kann doch nicht dein Ernst sein", hatte Elli lachend auf die feierliche Rede des Vaters erwidert, ihre zusammengeschnürten Malsachen ergriffen und, als wäre nichts geschehen, mit fröhlichem Adieu ihren Weg zur Kunstschule angetreten.

Der Vater sah ihr noch ganz verblüfft nach, als leise die Seitenthür sich öffnete und die Mutter eilig hereinkam. „Nun, was sagte sie?" fragte sie hastig. „Adieu", sagte sie. Der Vater faltete die Hände über dem Bauche und drehte die Daumen umeinander.

„So? Hast du denn dem Kinde gesagt, was für ein Glück es für sie ist? Wie sorgenlos sie an seiner Seite wäre?"

„Fünfundzwanzig Minuten hintereinander, darauf nannte sie ihn ‚glotzenden Glatzhans' — was übrigens famos bezeichnend ist — und verschwand."

„Ach, laß doch deine Späße bei so ernsten Sachen!" rief die Mutter gereizt.

„Na, eigentlich soll eine Verlobung wohl eine heitere Sache sein; aber wie du meinst. Im übrigen, was nützt das Reden! Elli hat nein gesagt, und wir werden doch etwa keine Zwangsversuche machen wollen."

„Zwangsversuche, was das für Ausdrücke sind. Soll Elli vielleicht eine alte Jungfer werden? Das ist nun der dritte Antrag, den sie ausschlägt, als wäre sie eine Märchenprinzessin, zu der die Freier in Schaaren zu pilgern haben. Man bleibt nicht immer zwanzig. Gestern las ich in einer Heirathsstatistik, wie wenige Beamtentöchter einen Mann bekommen."

„Das ist statistisch festgestellt", summte der Vater, indem er an seinen Schreibtisch ging und die Papiere, die er in dem Bureau brauchte, in seine Aktenmappe zu legen begann.

„Das Mädel ist hübsch und begabt, sie nimmt's höllisch ernst mit ihrem Malen, sie wird sich schon im Leben zurecht finden. So oder so. Gewaltsam lasse ich mein frisches Mädel nicht unter die Haube bringen", sagte er dann, „und ein bischen bekommt sie ja doch mal von uns."

„Dein Mädel! Ich habe sie wohl nicht lieb? Aber dergleichen verstehen wir Frauen eben besser. Unverheirathete Frauen sind immer mehr oder weniger verschroben."

„Na, Mutter", der Vater lächelte, „das wollen wir nicht so schroff hinstellen, in dieser Hinsicht bist du ein bischen einseitig".....

„Unmodern, willst du sagen", fiel die Mutter hastig ein, „das weiß ich ja schon."

„Na, Mutter, laß gut sein. Ich kann doch schließlich nicht dafür, daß der Hans so'n bischen Fischaugen und nur wenig Haare noch hat und ihn das Mädel nicht mag trotz seines Jahreseinkommens von zwölftausend Mark." Und mit einem Lächeln ging er den altgewohnten Weg in's Bureau. Er war eigentlich froh, daß sein Liebling noch im Hause blieb.

Aber auf dem Rückwege vom Bureau war ihm längst nicht mehr so behaglich zumuthe. Jetzt würde es wieder ein so schweigsames Mittagbrot geben, wo sie alle drei wortkarg die Bissen herunterschluckten. Zu seinem Erstaunen aber hörte er schon, als er die Wohnungsthür aufschloß, Ellis Lachen und die Stimmen von Mutter und Tochter in lebhafter Unterhaltung.

„Nanu, sollte sie etwa doch?" dachte er und eilte unruhig in das Zimmer. Da flog ihm Elli lachend um den Hals, und aus dem Lachen und Durcheinanderreden von Mutter und Tochter begriff er endlich, daß Tante Julchen hier gewesen war und Elli zu einer Reise nach Venedig eingeladen hatte.

Tante Julchen war des Vaters Schwester und wurde im intimen Familienkreise „Das reisende Achchott, Achchott" genannt, weil sie immer umherreiste und jeden Satz mit „Ach Gott, ach Gott!" — was sie „Achchott, achchott" aussprach — anfing und beschloß.

„Achchott, achchott", sagte der Vater lachend, „wann soll denn die Reise losgehen?"

„Uebermorgen", jubelte Elli und umhalste ihn von neuem.

„Achchott, achchott", hatte Tante Julchen gesagt, „ich will doch schließlich, ehe ich sterbe, auch mal das vielbesungene Venedig sehen. Aber allein wage ich mich nicht in das Banditenland, und Elli hat auf der Schule Italienisch gelernt und ist bescheiden, da will ich denn ein Opfer bringen und ihr das Glück einr solchen Reise verschaffen."

Als dann nach Tisch Vater und Mutter allein waren, erfuhr der Vater, daß die Mutter Tante Julchen ihr Herz ausgeschüttet habe und diese versprochen hätte, während der Reise auf Elli einzuwirken, unmerkbar von Hansens Vorzügen zu sprechen und außerdem zu versuchen, ob sie nicht auf der Reise irgend eine ehrenhafte Bekanntschaft machen könnten, die — — —

„Achchott, achchott, du wirst sehen, sie kommt als Braut zurück", hatte Tante Julchen zum Abschied gesagt.

„Papperlapapp", brummte der Vater darauf. „Aber ich bin ohne Sorge, das Mädel weiß schon, was es will, und Venedig wird es beglücken, gleich viel, ob ‚Achchott, Achchottchen' für sie auf Freiersfüßen geht oder nicht. „La bella Venezia", murmelte er halblaut. Und schweigend, nach Jugenderinnerungen im Gedächtniß trauend, rauchte er seine Cigarre.

* * *

„Achchott, achchott", sagte Tante Julchen, als der Zug über die lange Eisenbahnbrücke zwischen Mestre und Venedig fuhr und Elli schon die Thürme der Lagunenstadt sah, „wenn die Gondeln nur nicht so schaukeln!"

Bald fuhr der Zug in die Halle. Ein Stimmengewirr von Sprachen aller Länder umsummte sie, und bald standen sie auf der Bahnhofstreppe, an deren unterster Stufe wie ein dichter Insektenschwarm die schwarzen Gondeln umherschirrten. Mit Entsetzen sah Tante Julchen auf die schwankenden, zierlichen Fahrzeuge, während Elli traumverloren die weiße Marmorkirche am anderen Ufer und den Kanal, in dem sich märchenhaft Palastfassaden spiegelten, anstarrte. Es dauerte lange, bis Tante Julchen den entscheidenden Schritt in die Gondel that, und sie war so verwirrt daß sie sich widerspruchslos zu dem Grand Hotel gondeln ließ, statt nach dem, mit „gut und billig" angeführten Gasthof, den sie sich schon in Berlin ausgewählt hatte.

Aber sie bereute es später nicht; denn die Terrasse des Hotels wurde Tante Julchens Zufluchtsort. Dort saß sie und sah sie mit Entzücken um sich. Aber eine Gondel betrat sie nicht wieder, und in das „Labyrinth" der engen Gasse wagte sie sich nur wenige Male. Von der Terrasse aber, sonnenumfluthet, beobachtete sie entzückt das Treiben auf dem Canale Grande, befreundete sich mit anderen Hotelgästen, zugleich nach einer guten Partie für Elli spähend.

Elli war den ganzen Tag unterwegs. Erst wollte die Tante sie zwar nicht allein gehen lassen, aber dann siegte ihr ökonomischer Sinn. Elli wenigstens sollte so viel wie möglich von der kostbaren Reise haben; schlimm genug, daß sie selbst so wenig von den Herrlichkeiten sah. So fand sich Elli nur zu den Mahlzeiten ein. Des Vormittags durchstreifte sie die Stadt und freute sich der Kunstschätze; am Nachmittag fuhr sie zum Lido und wanderte am Strande, immer denselben Weg nach Malamocco zu, wo sie nur wenigen Menschen begegnete. Bebend sah sie die märchenhafte Farbenpracht, mit welcher die untergehende Sonne die leise schäumende Adria schmückte. Und sie dachte an die grauen Tage daheim, wo das enge Leben zwischen Aktenstaub und entsagenden Berechnen dahinging und die Menschen vergaßen, welche Herrlichkeiten die Erde barg.

Wenn sich die violetten Schleier der Dämmerung über das Meer legten, kehrte Elli zurück. Wenn sie auf dem flinken Vaporetto zurückfuhr, dann hatte sie Muscheln und Seesterne in den Taschen und Lebensfreude und Glück im Herzen; ihre Augen leuchteten;; ihre Jugend wirkte ordentlich ansteckend", wie Herr Geheimrath an der Table d'hote des Hotels trächzte. War es der Zufall, daß ihr auf dem kleinen Dampfer stets der Maler gegenüber saß, dem sie jeden Nachmittag draußen am Strande kurz vor Malamocco begegnete? Schon ganz von fern erkannte sie stets die einsame Gestalt, die ihr am Rande des Meeres entgegenkam.

Eines Tages wurden sie miteinander bekannt. Er begann das Gespräch in einem holpernden Italienisch, und sie radebrechte ihr Schulitalienisch, bis sie lachend erkannten, daß sie beide Deutsche waren. So wurde über die erste Verlegenheit hinweggelacht, und bald war es eine selbstverständliche Thatsache, daß sie beide hier jeden Nachmittag spazieren gingen, von ihren Träumen und Lebenswünschen sprachen, während die weiche Seeluft sie umwehte.

Inzwischen suchte Tante Julchen auf der Hotel-Terrasse durch das Lorgnon nach einer guten Partie. Aber es wollte sich nichts finden. Die meisten Gäste waren Hochzeitsreisende, und von den Einzelreisenden kam auch niemand in Betracht. So ein „mittlerer, honetter Kaufmann, der sein gutes, bescheidenes Auskommen hatte", fand sich eben nicht im Grand Hotel zu Venedig. Darum begann Tante Julchen, während in der langen Mondnacht von den Serenadengondeln die weichen italienischen Melodien zur Terrasse emporklangen, von Hansens biederem Wesen, von seinen allerdings etwas hervortretenden, aber, ach, so treuen Augen zu sprechen. Elli antwortete nichts darauf, denn sie spähte nach den Gondeln, die das Serenadenboot umkreiste. Aus einer von ihnen blickten bekannte Augen zu ihr hinauf.

In Ellis Elternhaus flogen zwei Briefe. „Achchott, achchott", stand in dem einen, „das Mädel ist hier so aufgeblüht, daß ich alte Frau sie immer ansehen muß. Mir wird ganz unbehaglich, wenn ich ihr den Hans anpreisen soll. Aber ich thue es jeden Abend, denn Schönheit vergeht, und eine solid fundirte Ehe ist etwas nicht zu Unterschätzendes. — Sonst habe ich, trotz eifrigen Suchens, nichts gefunden. Auf Reisen kann man ja nicht vorsichtig genug sein. Wie viele Hochstapler gibt es, achchott, achchott!"

Der andere Brief war sehr kurz. Da stand nur:

„Geliebte Eltern! Wenn Ihr doch hier wäret und sehen könntet, wie schön das Leben ist. Es umarmt Euch und die ganze Welt in Liebe Eure Elli."

Und Vater und Mutter lasen die Briefe und sahen schweigend vor sich hin. Sie hatten Sehnsucht nach ihrem Mädel.

Nun kam der Tag der Abreise immer näher und schließlich hieß es: morgen. Elli war zum letztenmal nach dem Lido gefahren, und die Tante saß in der Sonne und dachte, wenn ihr verstorbener Mann eine solche Reise erlebt hätte und daß sie morgen in eine schreckliche Gondel steigen müsse, um zum Bahnhof zu kommen. Sie berechnete, wieviel Trinkgeld sie hier im Hotel geben müsse, und daß sie morgen um diese Zeit schon bald auf dem Brenner wären und daß nun Elli doch nicht verlobt zurückkehrte. Der Abend kam, die Gondeln steckten die Laternen an und tanzten wie Irrlichter auf dem stillen Canale. Tante Julchen fuhr aus ihrem Sinnen auf. Wo blieb Elli heute? Sie sah sich um, sie war jetzt die einzige auf der Terrasse, es mußte schon spät sein. Da umschlangen sie hinterrücks zwei Arme, eine heiße Wange schmiegte sich an ihr runzeliges Gesicht; und eine jubelnde Stimme flüsterte: „Tante Julchen, nun bin ich Braut." Und dann stand Elli vor ihr und neben ihr ein fremder, so feierlich glücklich aussehender Mann. Und Tante Julchen sah wortlos die beiden an, die Thränen stiegen ihr in die Augen, und erst nach langer Zeit brachte sie ein „Achchott, achchott" heraus.

Am Abend saßen alle drei auf der Terrasse. Elli suchte gar nicht nach Gondeln, die das Serenadenboot umkreisten, aber Tante Julchen war unruhig. Endlich laptzte sie heraus, ob denn das Malen auch „einkömmlich" sei. Und als dann der neue Neffe sie auch über diesen Punkt beruhigt und ihr erzählt hatte, daß er über ein größeres eigenes Vermögen verfüge, murmelte sie ganz glücklich: „Achchott, achchott, solch Mädel, solch Mädel, ganz allein, ganz allein!"

Und die beiden Glücklichen lachten und leerten ein Glas Asti auf das Wohl von Tante Julchens Heirathskandidaten, und Tante Julchen mußte mit anstoßen.

Zu Hause aber saß die Mutter und las immer und immer wieder ein Telegramm. Unn draußen lief ein Vater im Frühlingsregen umher und erflehte Segen für sein bräutliches Kind.

Die Wette.

Von Ewald Oheim.

„Zum ersten, zum zweiten und ..."

„Halt!"

Durch die neugierige Menge, die den Auktionator umstand, drängte sich ein kräftiger, in den dreißiger Jahren stehender Mann.

„Ihr Name?"

„Paul Klinger, Schaubudenbesitzer."

Der Hammer fiel zum dritten Male. Für dreitausend Mark hatte Klinger den Nachlaß des kürzlich verunglückten Löwenbändigers Philipps erworben.

Es war der Schluß eines Dramas, das noch jetzt das Tagesgespräch in der Hauptstadt bildete. Zwei Monate hindurch hatte der Bändiger Philipps den Besuchern des Residenzzirkus einen aufregenden Nervenkitzel verschafft, wenn er Abends in der von einem starken Gitter fest umschlossenen Manege seine sechs prächtigen nubischen Löwen zu schwierigen Evolutionen und Uebungen zwang.

Aber dann, fast am Ende der Cirkussaison, war das Unglück gekommen. An einem schwülen Frühlingstage—der Winter hatte sich in diesem Jahre fast kampflos vertreiben lassen — zeigten sich die Löwen sehr erregt. Einige Thiere ließen ihre gewohnheitsmäßige Fleischration unberührt. Und als Philipps Abends den Käfig in der Manege betrat, hatte ihn eine Löwin mit mächtigem Sprunge heimtückisch niedergerissen.

Es gelang schließlich, die Bestie in eine Ecke zu jagen. Aber dem armen Philipps war nicht mehr zu helfen.

Die Löwen kamen unter den Hammer. Kein Bändiger verspürte jedoch Lust, die Thiere zu erstehen. Das Schicksal des unglücklichen Philipps war noch in frischer Erinnerung. So verlief der erste Auktionstermin ergebnißlos.

Auch heute hatte die zum zweiten Male angesetzte Versteigerung ungünstig begonnen. Und erst beim letzten Angebot des Auktionators, das den Verkaufspreis fast auf die Hälfte des früher Verlangten verminderte, griff Klinger zu.

Als er vor die Thür des Verkaufsraumes trat, hörte er plötzlich seinen Namen rufen.

„Sie wollen also jetzt Löwenbändiger werden, Klinger?" Der Schausteller einer Riesendame klopfte ihm auf die Schulter.

„I, woher denn! Ich denke ja gar nicht daran! Mich etwa zerreißen lassen wie der arme Philipps?...Nee!"

„Nanu, dann verstehe ich aber gar nicht..."

Klinger lachte sorglos. „Ich habe schon meinen Plan! Sie sollen mal sehen, was ich da noch für Geld herausschlage. Vorn, an den Eingang meiner Bude, kommt ein Riesenbild. Darauf muß man Philipps im Löwenkäfig sehen. Rothe Farbe darf nicht gespart werden; Sie wissen ja, das „zieht" immer so'n bißchen mehr. Na, und bei zehn Pfennig Entree wird jeder die Thiere, die so viel Unheil anrichteten, sehen wollen. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn das nicht glückte!"

So kam es denn, daß Klinger mit seinen Löwen im Lande umherzog. Das Geschäft ging gut. Die Kaufsumme hatten ihm die Thiere schon nach wenigen Monaten eingebracht.

Auch die Hauptstadt berührte er wieder auf seiner Wanderfahrt. Hier traf er Bekannte, Schausteller wie er selbst. Das gab einen vergnügten Abend. Erst in später Stunde hatte man sich getrennt.

Klinger rieb sich die Augen. Mit schwerem Kopf war er plötzlich erwacht. Es mußte noch früh sein, denn um ihn her war es dunkel wie in einem Sack. Seine Glieder schmerzten. Kein Wunder! Er lag auf der Diele. In seinem Kanonenrausch hatte er wahrscheinlich das Bett nicht finden können. Ohne Zweiel, so mußte es sein.

Und jetzt kam ihm auch langsam die Erinnerung an den Vorabend. Der Stat mit dem Zuckerbäcker Müller und dem Karusselbesitzer Ehmke war recht seßhaft gewesen. Aber auch Aerger hatte es gegeben. Er entsann sich jetzt der Vorgänge genau. „Löwenbändiger" hatten ihn die anderen scherzhaft genannt. Und er, der sonst Spaß verstand, nahm, unter dem Einfluß des Alkohols, diesen harmlosen Scherz krumm.

Er war darüber zornig geworden.. Gewiß sei er ein Löwenbändiger.... Und was andere könnten, mache er auch.... Es komme nur auf die Probe an, und die wolle er, wenn sie es wünschen, sofort ablegen....

Die beiden anderen hatten ihn aber lachend zurückgehalten. Da war er erst recht aufgebraust. Er wolle es ihnen dennoch beweisen. Noch heute Nacht werde er in aller Gemüthsruhe im Löwenkäfig schlafen. Er gehe jede Wette darauf ein....

Müller und Ehmke hielten die Wette. Der Bierscherz Klingers war wirklich ausgezeichnet. Die Fröhlichkeit hatte am Skattisch wieder Platz gegriffen. Man trank darauf eine Runde Kognak, noch einige Gläser Bier. Weiter reichte die Erinnerung Klingers nicht.

Er lachte vor sich hin: Ja, ja, was für ein Unsinn doch in der Trunkenheit verzapft wird...

Nun war's aber wirklich Zeit, das Bett aufzusuchen, um noch etwas zu ruhen. Ah, wie das wohl that, als er sich reckte.

Da schlug sein gestreckter Arm plötzlich gegen einen Eisenstab. Es klang dumpf, und der Boden unter ihm zitterte leicht. In der Nähe hörte man schweres Schnaufen.

Klinger zuckte in jähem Schrecken zusammen. Es kroch ihm eisig den Rücken hinauf. Also doch wahr? Die wahnwitzige Wette hatte er wahr gemacht?... Oder vielleicht doch nicht ganz? Es gab ja noch die Möglichkeit, daß er außerhalb des Käfigs, nahe dem Gitter lag. An diese Hoffnung klammerte er sich. Unbeweglich und mit verhaltenem Athem lauschte er in die Nacht hinaus. Sein Herz pochte laut und jagte ihm das Blut in die Schläfe, während kalter Schweiß seine Stirn näßte.

Der erste Strahl der Morgenröthe fiel jetzt schräg durch das Zeltdach. Das dämmerige Licht gab Klinger die fürchterliche Gewißheit seiner Lage: Er war im Käfig; etwa acht Schritt entfernt, am anderen Ende des Zwingers, schliefen die Löwen.

Rothe Schleier tanzten vor den Augen Klingers. Wahnsinnige, entsetzliche Furcht raubte ihm jeden klaren Gedanken... Mit erschreckender Deutlichkeit zeigte ihm seine intensiv arbeitende Phantasie grauenvolle Bilder. Er sah das Drama im Cirkus, dem Philipps zum Opfer gefallen war; sah sich selbst schon unter den Krallen und Zähnen der Löwen verbluten. Lähmende Furcht unterdrückte jeden Gedanken an Rettung. Er entsann sich plötzlich eines Gebets, das er als Kind oft gesprochen und das ihn seine Mutter gelehrt. Mechanisch murmelte er den kurzen Spruch vor sich hin. Mit angstverzerrten Mienen und leerem Blick stierte er dann wieder nach der Ecke des Käfigs, wo die gelben Leiber der Löwen im Morgendämmer undeutliche Konturen auf die dunkle Hinterwand des Zwingers zeichneten.

In tollem Wirbel, blitzartig, zog sein vergangenes Leben an seinem geistigen Auge vorüber. Enttäuschungen hatte es ihm genug gebracht. Und jetzt ... jetzt, wo er endlich glaubte, auf dem Wege zum Glück zu sein, stand er vor seinem Lebensende! Sah er dem sicheren, gräßlichen Tod in's Auge, der ihm noch eine minutenlange Gnadenfrist gewährte! Und das alles geschah durch seine Schuld! Durch einen läppischen, kindischen Dummenjungenstreich, den er im Rausch ausgeführt hatte... Heiß wallte es in ihm auf. Seine Augen trübten sich. Eine Thräne rann ihm über die Wangen... noch eine... Behutsam lehnte er den Kopf an das Gitter. Er weinte...

Da überkam ihn eine große Ruhe.

Die Sonne war aufgegangen und ihr gedämpft durch die Zelteinwand fallendes Licht erhellte die Schaubude bis in die entferntesten Winkel.

Draußen erwachte die Großstadt zu neuer Arbeit. Aus der Ferne scholl der Ruf einer Dampfpfeife herüber. Man hörte das helle Klingeln der Elektrischen, die an einer Seite des Budenplatzes entlang fuhr.

Die Treppe des Zelteingangs knarrte unter einem schnellen, elastischen Schritt. Die Leinwand des Bodenzugangs wurde zurückgeworfen. Ein junger Mann, Klingers Gehilfe Wilhelm, trat ein. Er pfiff ein lustiges Liedchen.

Jäh prallte er zurück. Klinger hatte warnend den Arm erhoben. Er winkte. Behutsam, auf den Zehenspitzen schreitend, näherte sich Wilhelm dem Käfig. Er wollte etwas fragen, aber Klinger schüttelte den Kopf.

„Die.. Scheidewand", flüsterte er. „Zwischen unserem Zelt und Müller. Hinten, am Ende der Bude."

„Angenagelt?"

Wilhelm nickte.

„Rasch Hammer und... Zange... Nägel heraus! Müller und Ehmke... sollen helfen. Aber leise.. ums Himmelswillen. Jenseits der Wandfuge ... liegen die Löwen. Zufällig... Wenn ihr die Wand an ihren Platz bringt, ist Rettung... möglich. Aber schnell... schnell!"

Klinger war wieder zusammengesunken. Eine große Müdigkeit überfiel ihn. Das Sprechen hatte ihn erschöpft. Er war gealtert... um Jahrzehnte.

Und die andern, die ihn retten sollten, die kamen ja gar nicht wieder! Sie ließen ihn im Stich. Wahrscheinlich waren sie über die Störung ihrer Morgenruhe ungehalten. O, die guten Freunde und Nachbarn! Klinger lachte in sich hinein.

Er hatte jetzt gar keine Furcht mehr. Mit großem Interesse blickte er nach dem Zelteingang hinüber. Der Vorhang war nicht gut geschlossen, und durch den schmalen Spalt stahl sich ein goldiger Sonnenstreifen in's Zelt. Myriaden von Stäubchen tanzten in dem flimmernden Licht auf und nieder. Klinger freute sich daran.

Vorsichtig, ihren Athem zurückhaltend, näherten sich jetzt vier Männer dem Käfig. Sie trugen die eiserne Scheidewand.

In der Gruppe der schlafenden Löwen begann sich's zurege n. Hier und da streckte sich eine Tatze, sträubte sich eine Mähne oder holte eines der Thiere tief Athem.

Die Spitze der Scheidewand ruhte bereits in der Fuge des Käfigs. Plötzlich hob „Sultan", der größte der Löwen, seinen mächtigen Kopf.

Mit verzweifelter Anstrengung hoben die Männer jetzt die Wand. Ein kraftvoller Stoß, und mit dumpfen Knirschen glitt sie nach der anderen Seite des Käfigs hinüber.

Ein betäubendes Gebrüll war die Antwort. Der Käfigwagen erdröhnte unter den Sprüngen der Löwen, die sich gegen die Scheidewand warfen.

Wilhelm öffnete die eiserne Doppelthür des Zwingers. Aber verständnißlos lachte ihn Klinger an. Plötzlich begann er zu singen und zu tanzen. Sein unbändiges Schreien übertönte fast das zornige Knurren der Löwen. Man mußte Gewalt anwenden, um ihn aus dem Käfig zu entfernen. Er war wahnsinnig geworden.

Die Löwen kamen zum dritten Male unter den Hammer. Die Verwaltung eines Zoologischen Gartens erwarb sie zu einem Spottpreis...

Er versteht es.

Es war im Jahre 1658, als die Schweden unter dem König Karl X. Gustav zur Winterszeit in Dänemark eindrangen und die Hauptstadt des Lanes belagerten. Ganz in der Nähe von Kopenhagen wohnte damals ein ehrsamer Landpfarrer, Joachim Brägge mit Namen, bei dem schwedische Offiziere sich sehr oft zu Gaste einluden und sich dabei keineswegs immer einwandfrei betrugen. So ließen sie eines Tages das sämmtliche Silberzeug von des Pastors wirklicher Tafel verschwinden. Der Prediger sah es, schwieg jedoch — und schwieg auch gegenüber dem König Karl Gustav, der bald darauf der Gast des Pfarrers war. Er sparte sich die Vergeltung auf, bis er einige Zeit später zur königlichen Tafel geladen wurde. Er ließ sich Speise und Trank wohlschmecken und steckte nach Aufhebung der Tafel mit der harmlosesten Miene der Welt von den silbernen Bestecken und Löffeln sowie goldenen Trinkbechern in seine Taschen, was er stecken konnte. Darob eine allgemeine Verblüffung und eine verwundernde Standrede seitens der schwedischen Majestät, worauf Pastor Brägge unbefangen erklärte, es läge ihm lediglich daran, die schwedischen Tafelsitten nachzuahmen, da doch des Königs Offiziere bei ihm kürzlich in der gleichen Weise gehandelt hätten. Die Offiziere erbleichten. König Karl Gustav aber verabschiedete tiefernst seinen Gast und sorgte dafür, daß ihm aller Schaden ersetzt wurde.

Texas als Indianername.

Viele andere Staatennamen in unserer Union sind indianischen Ursprunges. Ob dies aber auch von Texas gilt, oder woher dieser Name überhaupt kommt, darüber konnte man bis jetzt nichts Bestimmtes sagen.

Ein altes und seltenes Geographiewerk jedoch, vom Jahre 11747 datirt, welches in den Besitz des Privatgelehrten E. W. Heusinger von San Antonio gekommen ist, giebt nebenbei auch über diesen Punkt einige Auskunft.

Dasselbe spricht von Texas-Indianern, welche in der Gegend des Rio Grande lebten. Damit ist aber nicht ein einzelner Stamm gemeint, sondern die Angehörigen mehrerer Indianerstämme, welche das Christenthum angenommen hatten, warmherzige Freunde der Spanier waren und sich den Missionsstationen anschlossen. Sie waren unter dem gemeinsamen Namen „Tecas" bekannt, und wahrscheinlich ist aus ihm „Texas" geworden.

„Biermerkel".

Aus München wird der „Augsb. Abedztg." geschrieben: Ein wirksames „Biermerkel" entdeckte der Diener eines hiesigen Kommerzienrathes. Im Papierkorb seines Herrn fand der Bediente ein aufgeschnittenes Couvert, das aus der Kammer der Abgeordneten stammte, und das, wie üblich, mit dem blauen „Wapperl", welches die Krone und die Inschrift „Kammer der Abgeordneten" eingeprägt trägt, verschlossen war. Der Diener hatte seinerzeit mit ebenso viel Sachverständniß wie Genuß die Verhandlungen über den Etat des Hofbräuhauses gelesen, und nun blitzte ihm ein genialer Gedanke auf. Vorsichtig löste er das „Wapperl" von dem Couvert und gummirte es. Am Abend veranlaßte er seine Bekannten, mit ihm ins Hofbräuhaus zu gehen, indem er ihnen versicherte, daß sie heute in ganz München nirgends so gut eingeschänkt bekämen wie dort. Und der Gute hatte nicht zu viel versprochen. Als sie dort ankamen, holte sich jeder einen Krug, schwenkte ihn aus, dann klebte der Diener das „Wapperl" auf den Deckel und ließ sich durch die Kellnerin sowohl für sich, wie auch für seine Herren „Kollegen" je eine Maß bringen. Wie gesagt, die Spekulation war nicht falsch, und die Schankkellner zeigten, daß sie auch ohne das in Aussicht gestellte erhöhte Schaummaß einen vollen Liter einschenken können — wenn sie wollen.

Kindermund.

Peperl: „Tante, Du hast aber schöne Zähne!"

Tante: „Gelt?"

Peperl: „Wenn die erst echt wären!"

Es fragt sich immer mehr, ob der Niagara-Fall früher außer Betrieb gesetzt wird, als der Panama-Kanal in Betrieb kommt.